

Wolf-Dieter Storl

Wanderung zur Quelle





Wolf-Dieter Storl

Wanderung zur Quelle

**Geschichten
von Shiva und Parvati**

Mit nepalesischem Märchengut,
gesammelt und übersetzt
von Wolf-Dieter Storl und Eugen Jung

KOHA

Die im Buch veröffentlichten Empfehlungen wurden von Verfasser und Verlag sorgfältig erarbeitet und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Ebenso ist die Haftung des Verfassers bzw. des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ausgeschlossen.

Begriffe, die im Glossar erläutert werden, sind bei ihrem ersten Vorkommen im Text z.B. durch Kursivsetzung hervorgehoben.

© KOHA-Verlag GmbH Burgrain
1. Auflage 2013
Alle Rechte vorbehalten
Cover: Karin Schnellbach
Lektorat und Layout: Birgit-Inga Weber
Gesamtherstellung: Karin Schnellbach
Druck: C.H. Beck, Nördlingen
ISBN 978-3-86728-214-7



Shiva und Parvati als Liebende;
indische Miniatur auf Papier aus dem 19. Jh., Udaipur/Indien



Rameshwar Puja – rituelle Gottesverehrung



ANRUFUNG

OM, möge der Gott mit dem Dritten Auge,
dessen Kehle sich dunkelblau färbte,
als er das tödliche Gift zur Errettung der Welt trank,
mich gnädig bewahren!

Möge der Elefantengesichtige mit seinem Rüssel
alle Behinderungen meines Geistes hinwegfegen!

Möge Sarasvati mir für jeden Gedanken
das richtige Wort eingeben!



Vorwort	12
I. Die Leere Gottes	15
Glück und Unglück	24
• Das Märchen von der Glücksgöttin	27
• Das Märchen vom sprechenden Strick	30
II. Shivas Glut und der coole Wissenschaftler	37
Auch die Götter vergehen	47
• Indras Größenwahn	48
III. Die Leere des Menschendaseins	51
Shiva verliert seine geliebte Uma	56
Bhakti – wahre Hingabe an das Göttliche	67
• Die Tempelschändung	69
IV. Die Götter wandeln auf Erden	73
Erscheinungen Mahadevas	82
• Shiva als Kuli	83

• Der Holzverkäufer	84
• Shivas Licht-Linga	87
V. Die leuchtende Stadt	91
Vom Bettelwesen	105
• Vom Segen und Fluch Mahadevas	106
VI. Burning is Learning	111
Werden, was man ist	122
• Shivas Mutter	123
VII. Nach dem Feuer: Asche	127
Shivas feuriger Zorn	131
Blumendiebe	138
• Pushpadanta	139
• Durdhara	140
VIII. Mataji und ihre Kinder	143
Die göttliche Mutter, die die Welt ernährt	151
• Die volle Reisschüssel	151
• Materielle Nahrung ist Illusion	152
• Vyasa vergisst seinen Fluch	154
Alle Götter leben in Kashi	156
• Die Herrschaft Divodasis	156
IX. Ganga und Shankar	165
Shivas und Parvatis Hochzeit	173

X. Die große Nacht Shivas	183
Shiva ist kein Tugendbold	190
• Shiva erfüllt einen Wunsch	192
XI. Das Dorf der Harijan	199
Asketische Hitze und Harshanas heiliges Kraut	208
• Der junge Bettelmönch	210
XII. Rudras Freudentränen	215
Ursprüngliches	224
• Wie Arjuna seine Zauberpeile erlangte	225
• Warum es Schamanen gibt	227
Die Götter gestalten die Landschaft	230
• Die Legende vom Rohtang -Pass	233
XIII. Der magische Urmensch	237
Siddhas und Bhaktas	252
• Der diamantene und der geistige Leib	253
XIV. Das Erwachen der Schlange	259
Wünsche dir etwas	268
• Der Töpfer	269
Der Gott, der nicht Nein sagen kann	271
• Der Dämon Bhasmaka	271
• Froschhochzeit	273
• Das Ohr der Kuh	274

XV. Der Flug der Wildschwäne	277
• Der Zauberer will den Kailash-Berg versetzen	287
XVI. Sieg der Göttin	289
Ein Mädchen rettet die Welt	292
• Sumbha und Nisumbha	293
XVII. Alle Wege führen nach Hause	301
Bildmotive aus der hinduistischen Götterwelt	307
Glossar	333
Anmerkungen	346
Bildnachweis	348
Über den Autor	349



(Fast) nichts Menschliches ist mir fremd.

Paul Bohannen, Ethnologe,
in Anlehnung an den römischen Dichter Terentius

In unserer globalisierten, vernetzten One-World-Welt vergessen wir leicht, dass es viele Arten und Weisen gibt, die Welt zu erleben und zu sehen. Jede Kultur sieht und konstruiert ihre Welt anders. Jede ist ein anderes Fenster zur Wirklichkeit. Jede ist wertvoll, und keine ist die einzig richtige Sichtweise. Es verhält sich so wie in der bekannten Geschichte von einer Gruppe Blinder, die einen Elefanten beschreiben wollten: Einer ertastet ein Elefantenbein und verkündet, das Tier gleiche einem Baumstamm. Ein anderer fühlt den Rüssel und sagt, nein, es sei einer Schlange ähnlich; ein dritter, der den Schwanz erwischt, sagt, es sei eher wie ein Besen; einem vierten erscheinen die Ohren wie Getreideworffeln. Alle streiten sich über die Eigenschaften des Elefanten; alle sind sich sicher aufgrund ihrer sinnlichen Erfahrung, dass sie die wahre Natur des Elefanten – die Wirklichkeit – erkannt haben.

Eine meiner ersten Feldforschungen als Kulturanthropologe führte mich in eine Siedlung von Geisterbeschwörern. Die Gruppe, die in einem abgelegenen Waldgebiet in Ohio siedelte und sich »Spiritualisten« nannte, gab es schon seit Ende des amerika-

nischen Bürgerkrieges. Fast jeden Tag veranstalteten sie Sitzungen und beschworen die Geister der Verstorbenen. Sie ließen sich von den Aussagen der Jenseitigen durchs Leben führen. Ab und zu berichtete ich in Fakultätstreffen im Institut für Soziologie und Anthropologie (Kent State University) von meiner teilnehmenden Beobachtung. Immer wieder wurde von besorgten Kollegen die Frage geäußert, ob ich das, was ich da schilderte, auch glaubte. Nein, beruhigte ich sie, ich berichte nur. Ich bin lediglich Ethnologe, der das Fenster zu einer anderen Sichtweise der Dinge öffnet, nicht jemand, der eine Botschaft zu predigen hat.

Auch in diesem Buch wollen wir – anhand eines Ethnologen-Paares, das in Indien eine geistig-seelische Metamorphose erfährt – ein Fenster zu einer anderen Sichtweise öffnen: zur Sichtweise der *Shaivas*, der Anhänger *Shivas*. Diese Geschichte sowie die Sagen, Märchen und Legenden sollen nicht belehrend oder normativ sein, sondern nur aufzeigen, wie die Welt aus einer anderen Perspektive sich anfühlt und zu erleben ist. Einiges, was wir »hören« werden, lässt sich nicht gut mit unserem kulturell sanktionierten Weltbild in Einklang bringen, und manches verstößt gegen unsere Normen. Es soll eben nur aufgezeigt werden, was menschlich möglich ist, und nicht unbedingt dazu auffordern, es »gut« oder »schlecht« zu nennen.






I. Die Leere Gottes

Gott ist ein lauter Nichts,
ihn rührt kein Nun noch Hier:
Je mehr du nach ihm greifst,
je mehr entwidert er dir.

Angelus Silesius,
»Der Cherubinische Wandersmann«



Im Frühjahr 1963 bekam John Post von seinem alten Schulfreund Jeremy, der in Harvard einem damals wenig bekannten Psychologieprofessor namens Timothy Leary assistierte. Der Brief enthielt ein weißes Pülverchen von verschwindend geringer Menge, dazu eine Begleitnotiz, es bitte einzunehmen, und falls sich daraufhin irgendwelche psychischen Veränderungen einstellen sollten, ihm davon zu berichten. Es handele sich um ein Forschungsprojekt.

John hatte es eilig. Ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, rührte er das Pülverchen in den Kaffee, rauchte die Pall Mall fertig und machte sich auf den Weg zum Campus. Beim Gehen versuchte er wie gewohnt, sich sein Vorlesungsthema noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Aber irgendwie konnte er sich für das sudanesisches Verwandtschaftssystem und den afrikanischen Brautpreiskomplex nicht begeistern.

Die Studenten rutschten schon ungeduldig auf ihren Sitzen hin und her, kicherten, kauten, bohrten in der Nase, lasen Comics und klickten nervös mit den Kugelschreibern, als er den Hörsaal betrat. Grußformeln, belanglose Wortfetzen purzelten wie achtlos weggeworfene Hamburger-Schachteln oder Cola-Büchsen bezugslos durch den Raum. Die Heizkörper verdunsteten grobe chemische Düfte, und die Neonröhren beleidigten Johns Augen. Das eigenartige Pülverchen schien doch etwas zu bewirken, denn so hatte er die Dinge noch nie bemerkt.

»Die Vorlesung fällt heute aus!«, war alles, was er von sich zu geben vermochte – eine Mitteilung, die mit Yippie- und Yeah-Rufen quittiert wurde.

Unten an der Straße stand plötzlich Cindy vor ihm. »Hey«, strahlte sie ihn an, »heute läuft ein Sonderprogramm. Französische Filme. Alain Delon und so!« Sie hakte sich bei ihm ein und zog ihn ins gegenüberliegende Campus-Kino.

In der Dunkelheit des Saals spürte er ihre Körperwärme, wie er sie noch nie zuvor gespürt hatte, wie Signale von einem ande-

ren Planeten. Das rastlose Geflüster und Geplauder, das Rascheln und Räuspeln, welches ihm wie eine meisterhafte Komposition vorkam, wich schlagartig dem Summen und flackernden Lichtstrahl des Projektors. Die im Saal zerstreuten Energien einten sich und flossen Richtung Leinwand. Mit gekanntem charismatischem Blick und der Hilfe musikalischer Untermalung verzauberte der Star – in der Rolle des leidgeprüften Vagabunden – die Zuschauer. Noch vorm Kinoeingang hätten die Filmfans einen derartig verwahrlosten Typen mit gleichgültiger Verachtung gestraft, hier aber flogen ihm die Herzen zu. Für ihn schluchzten, seufzten und atmeten sie tief durch. Hier und da lachten sie wie aus einem Mund. Ein Regisseur programmiert eben nicht nur die Schauspieler, sondern vor allem das Publikum.

Auch Cindy und John waren Teil der kollektiven Zuschauerseele, die wie ein Schwarm Fische im fein geknüpften Netz der wechselnden Szenen gefangen war. John jedoch sah sich plötzlich durch die Maschen schwimmen. Hinter dem Zaubernetz entdeckte er schwitzende, leicht alkoholisierte, blasierte Schauspieler, die krampfhaft oder auch gelassen ihre Verstellungs- und Nachahmungskünste ausübten. Zugleich schwamm er durch den Kopf des Spielleiters, schaute durch seine Brille, zog an seiner Zigarette, stolperte durch das Filmskript, spürte die versteckten Absichten und verbrämten Botschaften, den emotionalen Gleitstoff, die ideologischen Widerhaken. Ebenso sonnenklar, aber auf völlig anderer Ebene erlebte er das tanzende Licht- und Schattenspiel auf der Leinwand und genoss es, als würde eine Brise über die Oberfläche eines Teiches streichen und ein Wellengekräusel malen. Zugleich flüsterte der muffige Geruch des Saales ihm noch nie wahrgenommene Geheimnisse zu, sprach von den Menschen, die hier täglich ein und aus gingen, als hätten sich ihre Ausstrahlungen in die Wände eingraviert.

Draußen wehte der Märzwind, wie er schon seit Jahrtausenden geweht hatte, als es noch keine Indiana State University gab,

als hier noch mächtige Laubwälder wuchsen und die Shawnee-Indianer den Rehen nachpirschten. Obgleich die Backsteinmauern ihn abschirmten, wehte der Wind dennoch geisterhaft durch den Saal, ließ vor Johns innerem Auge die Urwälder wieder entstehen, ließ die Balken des Gebäudes morsch, das Gemäuer brüchig werden und im Strom der Zeit zur Ruine verfallen. Der ganze Campus bestand aus moos- und efeubewachsenen Trümmern, in dessen Nischen dieselben Waldvögel ihre Nester bauten, die man soeben da draußen im Märzwind zwitschern hörte.

Jährlings wurde die Leinwand still und hell. Strom schoss in die Deckenbeleuchtung. Die Zuschauer standen auf, als hätte ein unsichtbarer Feldwebel sein Kommando herausgebellt: »Aufstehen! Realitätswechsel!« Wie ein gut gedrillter Soldatentrupp defilierten sie hinaus in einen anderen Film – den dreidimensionalen amerikanischen Traum.

Auch Cindy war aufgesprungen und zog ihn am Ärmel des Cordsamtjacketts. John blieb sitzen. Er fand die leere Leinwand, still und weiß wie frischer Schnee, eigentlich noch schöner als das nervös flackernde Licht- und Schattenspiel. Und Zeitdruck war eine Peitsche, vor der er nicht kuschen wollte.

Cindy holte tief Luft: »Was ist heute bloß mit dir los?«, fragte sie verärgert.

»Zeit ist Illusion«, antwortete er gelassen und ließ sie gehen. Das Zauberpülverchen, von dem er nicht die geringste Ahnung hatte, was es sein könnte, hatte ihm eine simultane Vielschichtigkeit der »Wirklichkeit« offenbart, hatte seinem Hirn einen Riss gegeben, durch den ein Wesen höheren Bewusstseins hindurchlächelte. Noch kannte er den Namen Shivas, des stillen Zeugen, in dem alle »Realitäten« münden, nicht. Noch wusste er nicht, dass einer seiner vielen Namen Aushadhishvara, »Herr der bewusstseinsweiternden Heilkräuter und Substanzen«, ist, dass er Sharva, der wilde Jäger, ist, dessen Lust es ist, unseren flüchtigen Seelen im Dschungel der Illusionen nachzujagen und das

gepanzerte Ego zu zerlegen. Noch kannte John den kosmischen Trickster nicht, den Prinzen der Diebe (Sthenanam Pathaye), der sich unerkannt in unser Leben hineinschleicht und der wir selber sind.



Ist die geschätzte Biografie, die wir uns immer neu zurechtrücken, die angeblich unteilbare Individualität, von der wir allen Ernstes meinen, wir seien es, nicht ein ebenso illusionäres Spiel von Licht und Schatten wie der Film im Kino? Der Film unseres Lebens, in dem unser »Ich« die Starrolle spielt – meistens als der missverständene »good guy«: Ist er nicht ein flüchtiges Wolkenspinnst?

Mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und Raffinessen wehrt sich das Ego – auch das hochgerüstete Kollektiv-Ego, das sich in Staat, Bekenntnis oder Partei verkörpert – gegen das unabwendbare Schicksal, welches alle flackernden Erscheinungen auf der Leinwand des zeitlich-materiellen Daseins ereilt. Als mittelalterlicher Alchemist träumte Ego vom Jungbrunnen, puffte und siedete am Elixier des ewigen Lebens. Nun baut es sich Computer, Atomzertrümmerer, Elektronenmikroskope, spaltet Gene und feiert schwarze Messen auf den Labortischen, die den Tod von Abermillionen von Versuchstieren bedeuten – alles in der Hoffnung, das Altern, Siechen und das *Karma*-bedingte Leiden zurückzudrängen und dem Sensenmann sein Grinsen zu nehmen. Ego erkämpft sich Lebensräume und Kolonien, schluckt Viagra, lässt sein Sperma in Samenbanken einfrieren oder – wie in Kalifornien – seine Leiche auf Trockeneis lagern, in der Erwar-

tung, dass eine fortgeschrittenere Wissenschaft der Zukunft die leibliche Wiederauferstehung des »Ich« zelebrieren kann. Über Letzteres mag ein eher spirituell-esoterisch orientiertes Ego herablassend schmunzeln, weiß es doch, weil es gut ist, Weißmagier, Eingeweihter, wiedergeborener Christ, dass es in Ewigkeiten im Himmel, in »höheren Regionen« weiterexistieren wird. Und wenn nicht das, dann versichert mir eine Shirley MacLaine, dass ich reinkarniert werde. Oder falls ich etwas bescheidener bin, tröstet mich eine Elisabeth Kübler-Ross, dass es wenigstens nicht das Ende ist. Und dann kommt Shiva, der Jigagumsadbyo (»der Dieb, der mit Genuss mordet«), und knipst das Licht aus!

Die Illusion der Persönlichkeit, der Wahn des Ego, welches die Mitte des Universums einnehmen und sich ewige Denkmäler setzen will, haben die Hindus schon lange durchschaut. Das ach so teure private »Ich« – so erklären die *Gurus* – ist gar nicht unser wahres Selbst! Es ist ein Phantom, eine echte Verrücktheit, die uns von unserer eigentlichen Mitte ablenkt. Es ist ein kosmischer Witz, an dem sich Shiva, der Schelm, ergötzt.

Leitmotiv indischer Spiritualität war schon immer das Auffinden des wahren Selbst. Nicht die paranoide Absicherung und krampfhaftes Erhalten der Ego-Persönlichkeit, sondern dessen Aufgabe und Entledigung ist Sinn und Zweck des Lebens. Die lange, steinige Pilgerschaft zum Berg *Kailash*, zur allumfassenden Mitte, sollte Ziel unserer Kräfte und Begabungen sein. Im Augenblick der Erlösung, der Loslösung vom Wahn, erschallt das Donnergelächter des *Soma*-berauschten Gottes. Wie ein Blitz durchfährt es den Pilger und er begreift den wundersamen Scherz. Er hört Attahatta, den kosmischen Lacher, den Freudentänzer Shiva, lachen; er hört sich selbst lachen!

Dieses unennbare göttliche Selbst aller Wesen, das nie Gegenstand werden kann – wie soll es beim Namen genannt werden? Es hat keinen Namen und dennoch sind seine Benennungen zahlreicher als Wassertropfen im Meer, als Sandkörner am



Kailash, der heilige Berg

Strand, als Sterne im Himmel. In der rituellen Anrufung dieses universellen Selbst benutzen die orthodoxen Hindus neun mal zwölf (108 – oder auch 1008) Namen. Dabei handelt es sich um eine mystische Zahl: Am Anfang steht die unteilbare Eins – Zeichen der einen Wirklichkeit, die alle Universen in sich vereint. Die Acht ist die Zahl aller Himmelsrichtungen, und die Null in der Mitte deutet an, dass das Mysterium »leer«, ohne fassbare Eigenschaften, ist. Zusammengezählt ergibt sich die Zahl Neun ($1+0+8=9$), also drei mal drei, die Zahl höchster Vollkommenheit in indogermanischer Esoterik. Es ist dreimal die Trinität: *Brahma* (Abb. S. 310), *Vishnu* (Abb. S. 331), *Rudra-Shiva* – der Schöpfer, der Erhalter und der Zerstörer); es ist Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; es ist das dreifache Wesen Gottes: Wahrheit (Sat), Weisheit (Chit), Wonne (*Ananda*); es sind die drei Zinken des Dreizacks Shivas. Unter den unendlich vielen Benennungen des Unbenennbaren ist jedoch »Shiva« (»der Gütige, der

Wohllollende«) die beliebteste Anrede. Diesen Shiva kann der Mensch nur begreifen, indem er selber Shiva wird!

Der Mensch wird Shiva, indem er einsieht, dass allein Shiva ist. Eierköpfe, die sich vermessen, diesen Satz verstanden zu haben, irren gewaltig. Der Satz ist nicht zu verstehen – er ist zu realisieren. Realisiert wird er nur, wenn der Panzer unseres abgekapselten Ego, wie das in die Erde gesäte Samenkorn, seine Schale sprengt und sich dem All öffnet. Die Blumenkinder und Hippies (vom amerikanischen »hip«, d.h. »wissend um Verborgenes«) sprachen in dieser Hinsicht von »blown minds«, wenn der kosmische Wind der Einsicht das Hirn wegbläst und die Sichtweise allumfassend »far out« wird.

Beim Betreten eines südindischen Tempels heißt es noch immer: »Leave your mind at the door (Lass deinen Kopf – vorübergehend – draußen vor der Tür).« Wer das Heiligtum betritt, bringt als Opfergabe – neben Blumen, duftendem Rauch, Kampfer, Früchten, Milch und Ganges-Wasser – auch eine Kokosnuss mit. Vor dem Stier *Nandi* (Abb. S. 323), der Shivas Reittier und treuer Torhüter ist, zerschellt der *Puja*-Priester die hartschalige Nuss auf der Steinkante. Die Milch rinnt aus und versickert in der Erde. Es ist, als trinke die Gottheit den Schädel aus und vertilge dabei die Illusion der abgekapselten Einzelexistenz. Diese liegt zertrümmert vor den Füßen des Götterbildes.

Da unser Intellekt das Mysterium weder fassen noch definieren, abgrenzen, erklären oder objektivieren kann, nennen es die Weisen »leer«, »jenseits der Eigenschaften, Formen und Namen«. Siddhartha, der arische Königssohn aus dem Stamm der Sakya, dem wegen seiner hohen Geburt und seines tadellosen Karmas alle Macht und sämtliche Genüsse der Welt offenstanden, wurde auf der Suche nach diesem Mysterium ein shivaitischer *Sadhu* und Asket. Als solcher saß er unter dem Feigenbaum (Bodhi-Baum), wurde der »Leere« gewahr und erlangte die Erleuchtung. Sein Mitleid mit den leidenden Wesen hielt ihn im Dasein und

er deutete ihnen den Weg zur Wahnlosigkeit (Nirwana). Über das Mysterium selbst jedoch wollte er keine Worte verschwenden. Jedes Wort ist Entstellung, jedes Bild Verhüllung, ja selbst jeder Gedanke ein Irrweg.

Dennoch, was soll der einfache Sterbliche, zappelnd wie eine Fliege im Spinnengewebe seiner Sorgen und Freuden, verstrickt im selbst gesponnenen Schicksal, mit dieser Leere, die sein wahres Wesen ausmacht, anfangen? Er braucht Bilder und Symbole – je bunter, lauter, greller und aufdringlicher, umso besser –, um wenigstens die Ahnung vom Selbst zu wecken. Er braucht den Film, denn die leere Leinwand erschreckt ihn; nur sollte es ein guter Film sein – einer, der ihm durch die Fata Morgana der Welt einige Schritte weiter zur Selbst-Verwirklichung verhilft, einer, der Transparenz schafft, der Wegweiser enthält. Altüberlieferte Märchen, Sagen und Legenden sind von dieser Art. Sie weisen über sich selbst hinaus, definieren nicht, wirken befreiend.

Von derartigen Zusammenhängen wusste John noch wenig. Wissen bedeutete für ihn lediglich das sorgfältige Anhäufen von Tatsachen und die Herstellung logischer, objektiv nachvollziehbarer Verbindungen zwischen den Fakten. Wie eine intelligente Laborratte hatte er die korrekten Tasten im Labyrinth des Hochschulbetriebs erlernt und sich jene vertretbaren Anschauungen angeeignet, die ihm den Weg einer erfolgreichen Karriere als Ethnologe ebneten. Er ahnte nicht einmal, dass seine brillanten Thesen und das akkumulierte Datenmaterial die Bausteine des Rattenlabyrinths waren, in dem er sich bewegte. Aber an jenem Vorfrühlingsmorgen kam Shiva-Rudra im kalten Märzwind dahergefegt. Der Herr der Winde, der Diabolos Rudra, würde ihn bald in neue Dimensionen wirbeln und sein Weltbild ins Chaos stürzen lassen.